

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Tblr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 48.

Berlin, Mittwoch den 20. April

1836.

R u s s l a n d.

Ein Blick auf die Russische Bühne.

Von Th. Bulgarin.

Ein gutes Russisches Theater sollten wir, scheint es, haben! Der Liebhaber giebt es wenigstens eine zahllose Menge. Leute, die in ihrem ganzen Leben nicht fünf Rubel für ein Buch ausgeben, zahlen 50 und 100 Rubel für eine Loge zu einer Benefiz-Vorstellung. Leute, die nie etwas Gedrucktes ansahen, hören einem Stück zu bis zum Ende: Einige, weil es sie belustigt, und Andere, damit man es bemerke, wie sie hören und sehen. Genug, alle unsere Theater, in Petersburg und in Moskau, auf der Messe von Mischnei-Nowgorod und in Drel so wie in anderen Städten, wo es temporaire und stehende Theater giebt, werden fleißig besucht. Und nun höre man, was über das Theater gesprochen wird! Ueberall eines und dasselbe. Klagen über Mangel an guten Schauspielern, Klagen über die Stücke, Klagen, nichts als Klagen! Da sage man, was man wolle, an etwas muß es doch liegen, wenn alle Welt klagt.

Schauspieler und Schauspielerinnen tragen nicht die Schuld. Dies ist klar wie der Tag. Beide thun, was sie nach ihren Kräften können, und so gut sie es verstehen. Was nicht in ihrer Macht ist, ist das, daß die Scenen nicht ansprechen; daran sind die Dichter schuld. Auch daran sind letztere schuld, daß wir nur wenige Künstler für ausgezeichnete Rollen besitzen; denn Charaktere, wie sie Molière, Racine, Corneille, Crébillon, Shakespeare, Iffland, Schiller schufen, bildeten von selbst geschickte, oder besser gesagt, große dramatische Künstler.

Im Russischen Volke liegt der Keim zu einem großen Darstellungstalent. Wer sah wohl einmal unsere Russischen Grenadiere an Feiertagen Russische Nationalstücke in den Kasernen spielen, oder unsere Russischen Bajazzos? Man sehe nur, wie unsere Kinder in den Kadettenhäusern spielen: es ist eine Freude! Weder in Paris noch in London, Berlin und Wien wird ein Stück besser gegeben, als es auf unseren Theatern mit den Volksstücken, „der Müller“, „der Sbitenscht“ (Verkäufer eines aus Honig verfertigten Getränkes), „das Unglück durch einen Wagen“ und „Medoroff“, der Fall ist. Diese und noch einige andere Stücke sind die besten auf unserer Bühne, weil sie national sind, und unsere Schauspieler und Schauspielerinnen spielen sie deshalb so vortrefflich, weil ihnen die Charaktere der handelnden Personen so bekannt sind, weil sie sie vor Augen sehen und nach der Natur studiren können.

Aber, wird man sagen, wie kann man National-Charaktere in Dramen und in Trauerspielen schaffen, wo die handelnden Personen der Älteren oder mittleren Geschichte Russlands entnommen sind? Wo sollen die Schauspieler die Muster hernehmen, nach denen sie ihre Rollen zu bilden haben? Fürsinnen und Bojarinnen des 15ten und 16ten Jahrhunderts finden wir ja jetzt weder in höheren Zirkeln noch im bürgerlichen Leben u. s. w. Hieraus antworte ich den Herren Schriftstellern und Kritikern: modelliren Sie Ihre Charaktere nach der Natur, und nicht nach Griechen, Franzosen, Deutschen und Engländern. Den natürlichen Gang und die Ausbrüche der Leidenschaften, die natürlichen Laugen des Lebens werden unsere Schauspieler begreifen und richtig darstellen, wenn ihre Dramen in einfacher Sprache und nicht bombastisch und gesucht geschrieben sind, wenn Ihre Dialogen und Monologen von wahren, nicht erkünsteltem Gefühl diktiert und nicht durch gedrechselte Phrasen entfleht sind. Seyn Sie natürlich, und man wird Ihre Werke gut darstellen.

Man kann eben sowohl die Geschichte, als das Privatleben mit der Natur in Uebereinstimmung bringen und eine gewöhnliche Sprache bis zur Poesie erheben. Wie man es anfangen soll, Sitten, die nicht mehr die unsrigen sind, mit der Gegenwart zu identifiziren? Man frage Schiller: er giebt uns Aufschluß, auf welche Weise er Wallenstein, Wilhelm Tell, Don Carlos u. s. w. ins Leben rief.

Sollte denn aber in der That unser jetziges Leben in seinen verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, mit seinen Eigenheiten, Vorurtheilen, Thorheiten und Schwächen, keinen hinlänglichen Stoff zum höheren Lustspiel, zu dem angenehmsten, kurzweiligsten Vaudeville darbieten? Man sage, was man wolle, des Komischen findet man haufenweise bei uns, und unsere heutigen Vaudeville-Verfasser — liefern selbst das Material zum unterhaltendsten Vaudeville! Man blicke auf den Senior unserer Literatur, den Fabeldichter F. Kriloff! Er hat nur Rußland im Auge, schreibt nur originell Russisches und ist noch nicht erschöpft, immer noch so neu, so eigenthümlich, so unterhaltend, so witzig und so naiv in seiner letzten Fabel, wie er es in seiner ersten war. Dies ist das Privilegium des wahren Talentee! Aber unsere Drama-

turgen können nicht das kleinste Stückchen zusammen stopfeln, ohne Deutsche und Franzosen zu plündern. Daher mit ihnen selbst — in das Lustspiel!

Wenn Ablassimoff (der Verfasser des Müllers) tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen wäre und die ihm von der Natur angewiesene Bahn weiter fortgesetzt hätte; wenn Anjäschnin nicht blind den Franzosen nachgeahmt hätte; wenn von Wisin geiziger mit moralischen Gesprächen gewesen wäre und nicht so schnell eingebalten hätte; hätte nicht Fürst A. Schachowskoi (unser Zeitgenosse) sein wahrhaft komisches Talent in fröhlicher Arbeit erschöpft; würde Gribosjedoff noch leben und für die Scene arbeiten*), und Sagostin seine Gegenstände aus unserem individuellen Seyn entnehmen und das Französische Joch abwerfen; könnte Dseroff den Entschluß fassen, sich mit der Deutschen, Englischen und Spanischen Literatur genau bekannt zu machen und nicht länger slavischer Anhänger der Französischen Schule zu seyn; mit einem Wort, wenn alle diese Wemms und Härten und Würden nicht wären, so könnten wir jetzt eine National-dramatische Literatur besitzen. Die wohlthätigen Wemms u. s. w. gingen aber nicht in Erfüllung, und solchergestalt können wir an ausgezeichneten, einzelnen Scenen höchstens einen oder zwei, und an ganzen National-Stücken kaum zwei, drei, und, wenn es hoch kommt, vier Bände liefern. Schade und ärgerlich!

Sollten wir denn wirklich keine dramatische Talente besitzen können? Ich glaube fast; und warum nicht? Ich habe bereits früher gesagt, daß wir keine Zeit haben, weder gründlich zu lernen, noch anhaltend für die Literatur zu arbeiten. Wir lernen schnell, um in den Staatsdienst einzutreten, so früh wie möglich, und beschäftigen uns mit Literatur — nur wenn wir Zeit übrig haben. Das hat schon die That gezeigt und bewiesen, also bedarf es keiner Wiederholung mehr!

Dagegen läßt sich das glückliche Darstellungstalent der Russen nicht verkennen. In bombastischen Trauerspielen, langweiligen Russischen Lustspielen und einem Mischmasch von Vaudevilles haben sich bei uns nur nach vortrefflichen einzelnen Scenen große scenische Talente bereits früher ausgebildet. Noch jetzt besitzen wir einen W. Karatigin und Branski für das Trauer- und Schauspiel, Sfozniski und Djur für das Lustspiel, Worstnikoff für die Posse, und Madame Karatigin für das höhere Lustspiel, in welchem sie unachahmlich ist. Alle diese dramatischen Talente kann man dreist mit den ersten Künstlern Frankreichs, Englands und Deutschlands vergleichen, was alle Kenner eingestehen und bestätigen. Wen aber von unseren dramatischen Dichtern will man in eine Reihe mit Molière und Shakespeare stellen?**) Das weiß ich nicht. Der Vorzug, den die Russischen Schauspieler vor den Schriftstellern haben, ist so groß, daß man sie durchaus nicht mit einander vergleichen kann. Fast alle Russische Stücke erhalten sich auf der Scene nur durch die Schauspieler. Diese Produkte zu lesen ist unmöglich, dazu gehört zu viel Geduld. Welche Grammatik . . . zum Entsetzen!

Indessen gelingt auch unseren besten Schauspielern nicht Alles: die Rollen vornehmer Herren und Damen in ihrem Privatleben können sie nicht spielen. Besonders belustigend sind unsere guten Künstler in den Rollen Französischer Marquis und Marquisinnen, und in Rollen von Hofleuten beiderlei Geschlechts aus dem 18ten Jahrhundert. Das gelingt übrigens auch nicht immer den besten Deutschen Schauspielern und Schauspielerinnen. Darin sind nur die Franzosen und Französinen Meister. Unsere und die Deutschen Theater-Grafen und Barone, Herzoginnen und Marquis sind weiter nichts, als verkleidete Bürger und Bürgerinnen an Festtagen. Kein fürstlicher Anstand, keine Intonation der Stimme. Alles erzwungen und unnatürlich — und lächerlich bis zu Thränen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den in einer Scene (des ins Russische übersehten Dramas von A. Dumas: Heinrich III.) die Hof-Kavaliere auf mich machten. Jene gewandten witzigen Ritter, die Blüthe des Französischen Adels, glücken auf unserer Bühne . . . ich mag den Vergleich nicht aussprechen! Ich lachte und konnte nicht aufhören zu lachen!

Mit den Franzosen ist es eine andere Sache. Unter ihnen ist der gute Gesellschafts-Ton weit verbreitet und erstreckt er sich sogar bis zum niedersten Stande. Alle Klassen stehen sich im geselligen Leben einander näher. Dort giebt es eine Aristokratie der Herkunft, eine Aristokratie des Geldes und eine Aristokratie des Talentee, die sich ein-

*) Gribosjedoff endete bekanntlich selbst in einem furchterlichen Trauerspieler; er wurde in Teheran, wo er Russischer Gesandter war, von dem Persischen Vöbel ermordet.

**) In eine Reihe mit Shakespeare? Welche andere Nation hat denn einen Vaiv zu diesem Geiste aufzuweisen?

ander nicht fremd sind. Die Unwissenden und Ungebildeten gehören — gleichviel in welchem Stande sie sich finden — dem Pöbel an. In welchem Winkel der Welt giebt es nicht Französische Hofmeister, Tanzmeister, Gouvernanten, Gesellschafterinnen, Haus-Secretaire, Amis de la maison, und endlich Modehändlerinnen, die von der höheren Gesellschaft in Umgang und in Sitten nicht etwas angenommen haben sollten! Die Franzosen sind, so zu sagen, die Makler und Colporteurs des guten Tons, des angenehmen Umgangs, der Gewandtheit in der Conversation. Dies sind unerreichbare Dinge für den Deutschen Bürger, ja für den Englischen Dandy und eben so auch für Russen, die nicht in der großen Welt lebten, nicht reisten und Europa nicht in Petersburgerischen Gastzimmern höherer Klassen, oder in Paris sahen, indem, von allen Residenzen, nur die Petersburger Gastzimmer im gesellschaftlichen Ton Paris nicht nachstehen. Man lese in den Schriften des Fürsten Pückler-Muskau (Briefe eines Verstorbenen) die Beschreibung Londoner und Deutscher Gastzimmer, und man wird sich überzeugen, daß man dort nicht vorfindet, was man bei uns und in Paris sieht. Der Unterschied besteht nur darin, daß bei uns das feine Weltleben auf einen kleinen Kreis beschränkt ist und sich nicht ausbreitet, sondern wie ein Geheimniß bewahrt wird.

Wo sollen nun unsere Schauspieler und Schauspielerinnen den Weltton, mit Allem, was ihm verbunden ist, kennen lernen? Diejenigen, die dazu Gelegenheit hatten, eigneten sich ihn zu, und den Uebrigen darf man nichts zur Last legen.

Schon früher einmal bemerkte ich, daß in unserer Literatur jetzt eine Art von Gährung eingetreten sey. Wir wollen etwas Neues, Nationales, Russisches schaffen. Wir sehen, daß die alten Französischen Formen uns eben so wenig passen, als die alten Französischen habits habilés und der Puder. Wir schneiden für unsere Literatur ein neues Kleid nicht ganz im Gegensatz des alten, sondern etwas nach dem alten und etwas nach dem neuen Schnitt zu. Unsere dramatische Literatur spricht jetzt in hohen Russischen Phrasen, nennt glänzende historische Namen, beleuchtet (mit Lampenschein) große vaterländische Begebenheiten. — Journale (d. h. befreundete) erheben die neuen Erzeugnisse bis in die Wolken, und mangelt ihnen fremdes Lob, so loben die Verfasser sich selbst, und zwar ohne Charlatanerie, mit voller Unterschrift ihres Namens. Das Parterre klatscht, der Autor wird mit großem Jubel auf die Bühne gerufen. Alles ist entzückt. Was will man mehr? Weder Schiller noch Shakespear feierten solche Triumphe! Folglich erschufen wir in unserer Zeit eine nationale dramatische Literatur, erschufen ein Shakespearisches Drama und warfen das Joch des Französischen Klassizismus von uns. Gut wäre es, wenn es so wäre. Unglücklicherweise aber ist Alles nur optische Täuschung, nur Phantasmagorie!

Will man Beifallklatschen, Heranerufen auf die Bühne in Frankreich, in England, in Deutschland, in Italien, mit einem Wort, überall, ja sogar in Japan und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung? Man schreibe ein Stück aus der National-Geschichte, bringe bekannte historische Personen auf die Bühne, lasse sie über Liebe zum Vaterlande in hohen Phrasen deklamiren, in denen der Name Vaterland in tausend verschiedenen Lauten sich hören läßt. Man lasse diese Personen die Feinde des Vaterlandes schmähen und ihre eigene Nation über Alles erheben — und man kann überzeugt seyn, Entzücken und Beifallklatschen zu erregen, wenn auch das Stück ohne Gefühl ist, wie das Papier, auf welchem die Geschichte geschrieben ward, wenn auch dem Stücke Leidenschaft, regelmäßiger Gang und Zusammenhang fehlen, wie ungefähr auf einem Marionetten-Theater, wo die Personen auftreten, sprechen, mit den Armen umherfahren und wieder verschwinden. Und werden dergleichen Stücke außerdem noch zur rechten Zeit gegeben, so ist ihr Erfolg gewiß und gewisser als bei Schillerschen und Shakespearischen Stücken.

Als im Jahre 1813 Napoleon's Armee, nach den Verlusten in Rußland und Deutschland, über den Rhein zog, gab man in Straßburg ein kleines, ganz unbedeutendes Stück (Françoise de Foix à la cour de François I.). Das Theater war voll. Man hörte anfangs gleichgültig zu; als aber ein Schauspieler die bekannten Worte Franz I. nach der Schlacht von Pavia: Tout est perdu, fors l'honneur! her sagte, geriethen die Zuhörer fast außer sich. Man klatschte, schrie, weinte! Der Schauspieler mußte die eine Phrase hundert Mal wiederholen, und das Stück konnte vor lauter Jubel nicht aufgeführt werden. In Folge dessen gab man auf allen Französischen Theatern dieses Stück hundert Mal nach einander. Die Gegner Napoleon's wagten es nicht, sich zu rühren; man hätte sie in den Theatern in Stücke zerrissen.

Hätte der Verfasser dieses Stückes sich damals gezeigt, so würden die Franzosen ihn über ihren Racine und über alle Schriftsteller der Welt erhoben haben. In dem nämlichen Jahre 1813 hatte auch in Deutschland jedes Stück, in welchem das Wort Vaterland vorkam und einige Schmähdreden gegen die Franzosen angebracht waren, einen sicheren Erfolg. — Ihre Verfasser triumphierten.

Von allen Gattungen von Ruhm erwarb sich Rußland bis jetzt nur den kriegerischen. Wir sind ein neues Volk. Unser politisches Leben beginnt von der Schlacht bei Poltawa. Jenseits dieser Schlacht liegen viel Unglück und Trübsal. Man muß ganz ohne Gefühl seyn, wenn man gleichgültig bleiben kann bei der Erinnerung an die glücklichen Ereignisse, die in jenen Tagen des Leidens das unglückliche Rußland trösteten und beruhigten. Darin liegt der Grund, daß National-Stücke, so schlecht sie auch seyn mögen, immer Theilnahme und lauten Beifall finden werden. Dies macht aber nur dem Gefühl der Zuschauer Ehre und nicht dem Talent des Verfassers, wenn das Stück nicht zugleich auch an und für sich wesentliche Vorzüge hat. Hier ist das Publikum selbst der Verfasser. Mit seinen Erinnerungen, mit seinem Gefühl füllt es die Lücken des Stückes aus und klatscht seinen Beifall der Geschichte, dem Vaterlande, seinem Herzen, und nicht dem Verfasser.

Unsere neuen Dramaturgen werden vielleicht auf mich zürnen, mich in Zeitschriften ausschelten (was ich übrigens gewohnt bin); ich gestehe aber aufrichtig, daß wir nicht ein einziges National-Drama besitzen, welches die Kritik eines unparteiischen und sachkundigen Rezensenten aushalten könnte. Nicht ein einziges — man höre wohl. Sollte dies die Wahrheit seyn? Es ist meine Meinung.

In Boris Godunoff finden wir die Verse eines National-Drama's vor, auch ganz vortreffliche Scenen. Dieses Stück ist aber zum Lesen, und nicht für die Bühne geschrieben. Wir sind überzeugt, daß A. Puschkin, wenn er gehörig arbeiten wollte, ein National-Drama liefern und sich dadurch einen Ehrenplatz auf dem Russischen Parnas erwerben könnte. Bis jetzt sind die literarischen Astronomen noch nicht im Stande, die Stellung dieses glänzenden Sternes erster Größe am literarischen Horizont mit Bestimmtheit anzugeben.

Alles, was hier vom Drama gesagt ist, gilt größtentheils auch dem höheren Lustspiel, mit Ausnahme des Stückes: „Gore ot Uma“ (von Gribojedoff), eines Gemäldes der Sitten unserer Zeit. Ich will sogar den Tadlern desselben zugeben und mit ihnen darin übereinstimmen, daß es gut wäre, wenn es mehr Handlung hätte. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so bleibt es immer, mit Rücksicht auf Sprache, Charaktere und Wiß, das erste Stück und dabei ein wahrhaft nationales. Man frage nur einmal, ob nicht fast jeder Russe wenigstens zwei Verse daraus auswendig weiß. Wir haben übrigens einige sehr gute komische Stücke vom Fürsten Schachowskoi, von Esagoekin und namentlich auch von J. Kriloff (der Modeladen). Wenn unsere komische Bühne auch nicht reich ist, so hat sie doch immer einen Sparpfennig für schlechte Zeiten.

Für das Schauspiel besitzen wir zwei ausgezeichnete Künstler: die Herren Karatigin und Bränski, aber keine Künstlerin, die den genannten Talenten entspräche. Mad. Karatigina ist eine verständige, gebildete Schauspielerin; sie dringt in ihren Gegenstand ein, fühlt alle Schattierungen, aber ihre Darstellung ist weit von ihren Begriffen von dramatischer Kunst entfernt. Die Natur schuf sie für das hohe Lustspiel, für die Rollen der vornehmen Damen im Privatleben. Sie hat eine ihrer Natur entgegengesetzte Bahn betreten. Es thut weh, eine geschickte Schauspielerin in einer ihr fremden Rolle zu sehen! Ein schönes ausdrucksvolles Gesicht, ein heller Blick, ausgezeichnete Manieren, die herrlichste Stimme, ein gewählter Anzug — Alles geht in dem tragischen Spiel Karatigina's verloren. Im Lustspiel ist sie bei uns, was Mlle. Mars in Paris, aber im Trauer- und Schauspiel — gar nicht mehr dieselbe! Es ist uns nicht angenehm, einer wahrhaft gebildeten, verständigen Künstlerin eine bittere Wahrheit sagen zu müssen, aber es geht nicht anders. Einmal muß man doch die Wahrheit sagen.

Niemals sah ich Herrn Karatigin so vollkommen, als im ersten Akt des Wilhelm Tell, wo er sich als ruhiger Familienvater, als schlichter Landmann zeigt, aber in jedem Wort, in jeder Bewegung den künftigen Helden verkündet. Herr Karatigin besitzt ein hohes Talent und ausgezeichnete Mittel: Stimme, Wuchs, männliche Schönheit, und dabei Verstand und seltene Bildung. Dergleichen Schauspieler sind sehr selten! Schade, daß er sein Talent oft dem Geschmack des großen Haufens opfert und ohne Noth außer sich geräth. Dieses kräftige Mittel bringt aber Beifallklatschen, und wie sollte sich ein Schauspieler seinen Kameraden zeigen, ohne applaudirt zu seyn? Schade! Es giebt Scenen ruhigen, aber mächtigen Gefühls, in denen Herr Karatigin unübertrefflich ist. Wenn er anfängt, zu schreien, mit den Fäusten zu stampfen und zu brüllen, so verlasse ich jedesmal das Theater und kann daher kein Spiel dieser Gattung nicht beurtheilen.

Bränski ist gleichfalls ein ausgezeichnete und in manchen Rollen ein unübertrefflicher Schauspieler, wie z. B. als Ludwig XI., Franz Moor, Müller (in Kabale und Liebe) u. s. w. Er besitzt mehr Ruhe und viel, viel Gefühl. Eben so vorzüglich ist er in edlen Rollen des höheren Lustspiels und besonders in den Rollen treuerbürgerlicher Seeleute, rechtschaffener Offiziere u. s. w. Ich sehe Herrn Bränski mit ganz besonderem Vergnügen auf der Bühne, und gebe sehr oft nur seinetwegen in's Theater. Das ist einmal meine Schwäche! Ich kann seine Stimme als Müller nicht vergessen, wenn das gekränkte Vatergefühl seiner Seele Vorwürfe entzückt. Noch in diesem Augenblick höre ich die Stimme. Gleichweise tönt noch in meinen Ohren die Stimme Jakowlew's (in den Hussiten vor Raumburg), als er unter seinen Kindern dasjenige auswählt, das als Geißel ins feindliche Lager geben soll. Ihr zu Hause erzogenen Herren Quinilliane, schmäht nicht so ohne Grund auf Kokebue! Er schrieb unsterbliche Scenen, weil er das menschliche Herz kannte. Diese Kenntniß ist einem guten Schauspieler eben so unentbehrlich, wenn er im Andenken der Menschen fortleben will. Bränski, entweder durch Studium oder durch Instinkt, kennt das menschliche Herz und versteht es, dessen empfindlichste Saiten zu rühren.

Die Herren Siofnißki und Djur sind vortreffliche komische Schauspieler, aber nur zu oft immer dieselben. Herr Siofnißki ist schon ein reifes Talent, aber Djur kann weiter kommen, als er. Wir bitten Herrn Djur, seine Grimassen zu schneiden, um applaudirt zu werden!

Sollte man denn wirklich nichts von den Baudevillisten sagen? Wie ist das möglich?

Meine verehrten Herren Baudevillisten! Glauben Sie in der That, daß unsere Russischen Bauern zu nichts Anderem taugen, als zum Tanzen und Singen in Divertissements? Nach meiner Ansicht sind die Russischen Bauern viel interessanter, als die Herren Baudevillisten selbst! Kann man diese Bauern denn nicht auf die Bühne bringen? Haben Sie die Güte, verschonen Sie uns mit Ihren Tangenichtsen, Windbeuteln, Schelmen und Narren, aus denen Sie Ihre Stücke zusammenstopfeln. Geben Sie uns ein Russisches, einfaches Leben, das viel interessanter ist, als ein Französisches Alltags-Baudeville.

*) Frei nach dem Inhalt des satirischen Stückes übersetzt: „Leiden eines Zuverklagen.“

Aber unsere Oper? Unsere Oper ist Klein-Rußland! Dort ist die Pfannschale russischer Sänger und Sängerinnen, aber wir wollen sie nicht benutzen. Schon gut! Man höre nur Herrn Schemajew und Mad. Karatigina, geborene Birkin. Ich höre sie nicht mehr wieder! Das ist eine abgemachte Sache.

Womit soll ich denn nun diesen Blick auf die russische Bühne beschließen? — Decorationen und Kostüme sind bei uns sehr schön, und hiermit habe ich die Ehre

Bibliographie.

- Die Ansiedler. Erzählung in Versen.
Geschichte der Poesie. Vom Abjunkt der Moskauer Universität, Stepan Schewireff.
Novellen und Erzählungen. Von Wladimir Wladislawlew.
Die Gründung Moskau's, oder der Tod des Bejaren Stepan Ruffski.
Historischer Roman von J.
Victor, oder die Folgen einer schlechten Erziehung. Von P. S.
Chronik russischer Krieger seit der Regierung des Romanoffischen Geschlechtes.
Kurze Nachricht über das Grab des Bejaren Ljapunoff.
Reglement über die Verwaltung der Donschen Krieger.

T ü r k e i.

Neun Jahre aus der Praxis eines Arztes in Konstantinopel.

(Schluß.)

„Die Polizei von Konstantinopel wacht nicht bloß über die Sicherheit, sondern auch über die guten Sitten dieser ungeheuren Hauptstadt. Die Häuser sind so gebaut, daß kein indiscretos Auge sehen kann, was darin vorgeht. Die der Straße zugekehrten Fenster sind mit kleinem Gitterwerk versehen, und kein Fenster eines Nachbarhauses darf so indiscret seyn, daß es in die diesseitigen Gärten, die den Frauen als Spaziergang dienen, hineinschaut. Sind die Ringmauern zu niedrig, so ergängt man das Fehlende durch senkrecht darauf gestellte Bretter. Dieses Verfahren hindert indessen die Circulation der Luft und verursacht häufige Krankheiten. Die meisten Raja's haben dieselbe Sitte eingeföhrt: keiner von ihnen bekümmert sich um den Hausstand des Anderen; denn jeder wünscht, daß man auch den seinigen unbehelligt lasse. Uebelberühmte Häuser giebt es nur in einigen Vorstädten, wie Galata und vorzüglich Pera, dem Miniaturbilde einer Europäischen Hauptstadt. Kein Franke darf in Konstantinopel wohnen, und einem unverheirateten fremden Raja erlaubt man nur in den Chan's und in der Familie, an die er empfohlen ist, Zutritt.“

„Einen jungen Dragoon bei einer fremden Gesandtschaft, die in Pera wohnte, trieb seine Neugier zu einem verwegenen Beginnen: er wollte beobachten, was in den Gärten des Großherrn vorging. Es gelang ihm, den oberen Stock eines türkischen Hauses zu miethen, das nicht weit von der Haupt-Pforte des Serai's stand. Auf dem Speicher niedergelauert, konnte er über die innere Mauer bis in die abgelegenen Theile des Gartens sehen; allein die Entfernung erlaubte ihm nicht, die Personen und Gegenstände so deutlich zu unterscheiden, als er gewünscht hätte, und so nahm er ein Teleskop zu Hilfe. Man weiß nicht genau, wie lange diese Observationen dauerten; so viel ist aber gewiß, daß der Sultan den fernem Späher endlich mit seinem Fallensauge bemerkte. Sogleich ließ er in jenem Hause Nachsuchung anstellen: der Dragoon wurde mit seinem Teleskop überrascht und sofort hingerichtet. Sein Körper ist auf dem Franken-Kirchhof beerdigt, und die marmorne Inschrift über seinem Grabe sagt uns, daß er als Opfer seiner Treue gegen das Gouvernement, dem er gedient, habe sterben müssen.“

„Um in Zukunft ähnlichem Unfug zu begegnen, hat man die Mauer des Gartens noch um einige Fuß höher gebaut und außerdem senkrecht stehende Bretter darauf angebracht.“

„Eines Tages begab ich mich nach einem ziemlich öden Stadtwiertel von Konstantinopel: da fiel mir plötzlich eine muselmännische Frau, die auf dem Trottoir gegenüber und mit mir desselben Weges ging, in die Augen. Sie war, so viel ich aus ihrer Bekleidung abnehmen konnte, groß, schlank und von seltener Schönheit. Ihr Anzug war sehr gewöhnlich; sie trug einen blendend weißen Schleier, eine hellgrüne Zeredische und hochgeißelte Papuschchen. Ihr Gang war auffallend leicht und rasch. Während meine Augen voll lebendigen Interesses an der schönen Türkin hingen, kamen wir bei einer der zahlreichen Hauptwachen in dieser Residenz vorüber. Ein Greis trat aus dem Wachthause; er war der Chef des Postens und trug einen Stab, das Symbol seiner Würde, „Hanem (meine Liebe)“, sprach er mit einer Stimme voll väterlicher Autorität und mit gesenkten Augen zu der Dame, „Hanem, wohin gehst Du?“ Ich wartete ein wenig, um die Unterhaltung anzuhören. Die junge Frau bleibt erschrocken stehen und antwortet zitternd: „Ich gehe zu einer Freundin.“ — „Wem gebörst Du?“ — „Ich bin die Frau des Agha's N. N.“ — „Wo wohnt er?“ — „In der N. N. Straße.“ — „Hat er Dir verflattet, auszugehen?“ — „Ja, Baba'm (mein Vater).“ — „Nun wohl! so gehe vor mir her; ich werde Dir von fern nachfolgen und dann mit Deinem Manne reden.“ — „Nein, bitte! folge mir nicht nach, Vater; man könnte es bemerken; ich will Dir Alles geben, was Du verlangst.“ Hierauf zog sie hastig ihr weißes Schnupstuch aus dem Busen und suchte zitternd die Ecke des Tuches, in welche sie ihr Taschengeld geknüpft. „Das ist nicht nothwendig“, sprach der Alte; „glaube mir, Hanem; gehe nur gerades Weges wieder nach Hause; das ist besser, als Besuche abwarten.“ Die Dame gehorchte und kehrte um; der Greis aber sah ihr so lange nach, bis sie um die Ecke der Straße war.“

Die folgende Anekdote wird von der kalten und schweigsamen Gutmüthigkeit, jenem Grundzuge des muselmännischen Charakters, ein lebendiges Beispiel geben.

„Der muselmännische Kaufmann ist gar nicht ängstlich bemüht, ob er etwas absetze oder nicht; er ladet Niemand ein, vor seinem Laden stehen zu bleiben *); er rühmt seine Waare nicht an. Bietest du ihm weniger, als er gefordert, so legt er sie wieder an ihre Stelle und sagt kein Wort weiter. Hat er den Betrag empfangen, so wirft er das Geld in seine Schublade; er macht dir weder eine Reverenz das für, noch ladet er dich ein, wiederzukommen. Ist die Stunde des Gebetes da, so begiebt er sich in die benachbarte Moschee und vertraut seinen Laden der Ehrlichkeit des Publikums. Ist das Wetter schlecht, so verrichtet er seinen Gottesdienst im Laden, vor aller Welt Augen, und bekümmert sich um Nichts, was draußen vorgeht. Ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muselmanne eingekauft, die ich von dem plauderhaften und schurkischen Griechen, dem kalten und versteckten Armenier und dem schmutzigen schreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Am meisten aber hat man sich vor den verschmitzten und lägenhaften Franken in Acht zu nehmen.“

„In der ersten Periode meines Aufenthalts in Konstantinopel wollte ich mir ein Pfeifenrohr von Bernstein kaufen. Mißtrauisch wie ein Neuling, bat ich einen sachverständigen Armenischen Arzt, mir beim Einkaufe beizustehen. Wir begaben uns nach dem Quartier, wo solche Artikel zu haben sind. Auf dem Wege kauften wir einen Kirschbaum-Stengel von fünf bis sechs Fuß Länge, der dem Bernsteinrohre als Behälter dienen sollte. Wir wendeten uns an mehrere Raja's: Alle lobten ihre Waare, forderten aber zu viel. Endlich luden wir vor dem Laden eines Muselmannes stehen. Der Kaufmann überreichte uns auf das Gesuch meines Begleiters ein Rohr. Dieser tabelte viel daran und fragte dann gleichgültig nach dem Preise. — „Yüz kurusch“ (100 Piafter), war die Antwort. — „Pek behalii dür“ (das ist sehr theuer). — Der Türke verstummte. — „Könntest Du es nicht für 75 Piafter lassen?“ — Der Türke nahm die Waare zurück und fuhr mit seiner Arbeit fort. Ich glaubte, wir würden jetzt weiter gehen; aber weit gefehlt! Mein Begleiter blieb vor dem Laden stehen und sagte mir: „Dieses Rohr ist sehr gut für seinen Preis; wir werden eins von gleicher Güte nirgends wohlfeiler finden.“ — „Woblan denn“, sprach ich, „wenn es 100 Piafter werth ist, so wollen wir den Kauf schließen.“ — „Ei behüte! So handelt man nicht in Konstantinopel. Warten Sie nur ein wenig: wir bekommen das Rohr doch noch billiger.“ — Dann sprach er, zu dem Kaufmann gewendet, der uns, beiläufig bemerkt, gar nicht mehr ansah: „Du willst unser Geld also nicht?“ — Keine Antwort. — „Damit Du siehst, daß wir billig denken, so bieten wir Dir 90 Piafter.“ — „Ich habe diesen Morgen ein Aehnliches für 100 verkauft.“ — „Ganz wohl, kazum (mein Lamm, ein Ausdruck der Freundschaft); aber eine Blume macht noch keinen Feindling; es ist besser, viel verkaufen und an jedem Stück wenig Profit nehmen, als größeren Profit nehmen und wenig verkaufen.“ — Der Türke verstummte von neuem. Auf einem schmalen Trottoir stehend und von den Vorübergehenden gestochen, verlor ich die Geduld und wollte den Handel abbrechen oder abschließen. „Ei was!“ sprach mein Freund, „Sie verstehen sich nicht auf's Handeln. Man muß so wohlfeil bezahlen als möglich; was man weniger bezahlt, bleibt in der Tasche und dient zu einem anderen Zwecke.“ Wir standen noch fünf oder sechs Minuten da, ohne ein Wort zu sprechen. Wäre ich an der Stelle unseres Muselmannes gewesen, ich würde solche Kunden gebeten haben, mir nicht länger das Licht zu verstellen; doch er blieb unempfindlich. Jetzt nahm der Armenier noch einmal das Wort: „Wenn dieses Rohr für mich wäre, so würde ich nicht so lange feilschen; denn ich habe für diesen Preis selten ein schöneres gesehen; allein es ist für diesen Franken, der erst seit kurzem unter uns wohnt. Er ist mein Mussafir (Gast); er versteht sich nicht auf Bernstein und hat mich beauftragt, für ihn einzukaufen. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn Einer von meinen Gästen darüber klagen könnte, daß ich sein Interesse vernachlässigte. Ich hoffe, daß wenigstens dieser Grund Dich bewegen wird, von dem Preise etwas abzulassen; wenn dieses Rohr ihn befriedigt, so wird er noch andere kaufen, um sie in sein Vaterland zu schicken.“ — Der Muselmanne warf einen Blick auf meinen Hut und meine Kleider und urtheilte nun, ich müsse wirklich ein Franke seyn. Er billigte in seinem Herzen die Hartnäckigkeit, mit welcher der Armenier mein Interesse wahrnahm. „Böilömi?“ (ist dem so?) sprach er; ich gewinne nur zehn Piafter an diesem Rohre; zehn Piafter sind nicht zu viel für einen solchen Artikel. Da dieser Franke aber Dein Mussafir ist, so wollen wir die Differenz theilen.“ — „Allah berekial wersin“ (Gott segne Dich dafür), sprach der Armenier; ich war im voraus überzeugt, daß ein Muhammedaner in meine Lage sich denken könnte.“ — Als wir die 95 Piafter ausgezahlt hatten, wollte ich fürdaß geben. „Nur noch ein Weilschen“, sprach mein Gewährte; ich will die gute Laune des Türken benutzen und ihn bitten, daß er unseren Stängel ausgehöble. Einem Andern müßten Sie dafür einen Piafter geben: dieser wird es umsonst thun.“ Hierauf wandte er sich wieder an den Kaufmann, lobte seine menschenfreundliche Sinnesart und setzte hinzu: „Sieh' da, Kardaschum (mein Bruder); ich habe für meinen Mussafir den Stängel da gekauft, der vortreflich zu dem Rohre sich eignet, das Du uns verkauft hast. Zum Unglück ist dieser Stängel aber nicht bohrl; wie wäre er wohl brauchbar zu machen? Du hast alle die nöthigen Instrumente. Was für einen Andern schwer wäre, ist leicht für Dich. Ich bitte Dich, thue meinem Gast diesen Gefallen, und er wird Dir recht dankbar seyn.“ Mit diesen Worten praktisirte er ihm den Stängel in die Hand. Der Türke nahm den Stängel, legte ihn auf seinen Rüstbock und machte sich gleich an die Arbeit. — In Zeit von einer Viertelstunde war der Stängel sehr schön und ebenmäßig ausgehöblt. Der Armenier überhäufte den dienstfertigen Türken mit Dankefugungen. Ich sagte ihm, er möge doch wenigstens dem Lehrling, der bei der Operation geholfen,

*) Fast alle Läden sind so eingerichtet, daß der Käufer nicht hinein kommen kann. (Amm. des Verf.)

einige Paras geben; allein er that es nicht und ging, Hoherfreut über seine mir bewiesene Geschicklichkeit im Feilschen, mit mir nach Vera zurück."

E n g l a n d.

Ein Englischer Kriegsgefangener in Frankreich.

Zwar etwas spät, aber doch nicht ohne Interesse dafür zu erregen, hat ein Herr Richard Langton kürzlich die Geschichte seiner Gefangenschaft in Frankreich während der Jahre 1809 bis 1814 herausgegeben. *) Der Zeitraum, in welchem die Erzählung fällt, ist einer von höchstem Interesse, nicht bloß für das Vaterland des Gefangenen, sondern für ganz Europa; und obgleich die Schilderungen des Herrn Langton hauptsächlich seine persönlichen Leiden und Abenteuer zum Gegenstande haben, so sind sie doch so belehrend über den Charakter des damaligen Krieges und über die Einrichtungen der Franzosen, daß sie sicherlich von Allen mit Nutzen gelesen werden, welche künftig über die militärischen Begebenheiten dieser denkwürdigen Zeit schreiben wollen. Für die zahlreichen in Verdun verhaftet gewesenen Ausländer, und noch mehr für die, welche die Gefahren und Leiden des Verfassers selbst getheilt haben, muß das Buch noch von besonderem Interesse seyn.

Herr Langton schreibt nicht im Geiste eines bloßen Tagebuchs, sondern schildert in lichtvoller, gedrängter Darstellung die fünfjährige Periode, während welcher er in verschiedenen Gefängnissen schmachtete, zu grausamen Strafen verurtheilt war, angestrenzte Märsche von Stadt zu Stadt machen mußte und mehrfache vergebliche Versuche zur besondern Flucht machte, bis der Sturz Napoleon's endlich dem ganzen Europa den Frieden und ihm und seinen Leidensgenossen die Freiheit gab.

Herr Langton wurde im Mai 1809 auf der nach Westindien segelnden Brigg „Scorpion“, welche von zwei Französischen Linienschiffen, dem „Polonais“ und dem „Courageux“, aufgebracht worden, zum Gefangenen gemacht. Man behandelte die Schiffsmannschaft und die Passagiere auf dem ganzen Wege nach Cherbourg im höchsten Grade grausam und übergab sie hier den Militär-Behörden. Von Cherbourg schleppte man sie nach der Citadelle von Cambrai, und hier machten einige Gefangene den Versuch zur Flucht.

„Wir entdeckten“, sagt Herr Langton, „ein rundes Loch in der Mauer, dessen Doffnung wahrscheinlich nicht geahnt wurde, da sie mit langem Grafe und Unkraut überwachsen war; wenigstens war keine Schildwache in der Nähe. Diese Doffnung war mit Ziegelsteinen ausgelegt und schloß einen der unterirdischen Gänge, die in Festungen zum Ausfalle benutzt werden. Natürlich schlossen wir, daß diese Doffnung nach der äußeren Mauer des Hauptwallcs führen müsse, und nahmen Maßregeln, um die Richtung und Ausdehnung des Ganges zu untersuchen. Ein See-Kadet erbot sich freiwillig zu dem Unternehmen; er kroch auf Händen und Füßen im Finstern ungefähr 100 Ellen weit, wie er glaubte, wo er durch eine Mauer von Ziegelsteinen ausgehalten wurde. Auf diese Ausfage beschloßen wir eine zweite Detonazion, bei welcher der Kadet von einem Freunde begleitet war. Mit einem Eisen gelang es ihnen, einen Ziegel der Mauer loszubringen, und das dadurch hereinsinkende Licht zeigte ihnen den Wallgraben, welcher von der Doffnung aus nicht tiefer als einige Ellen zu seyn schien. Sie setzten den Ziegel sorgfältig wieder ein und theilten die Entdeckung einigen Wenigen mit. Wir entschloßen uns, noch diesen Abend, kurz vor der letzten Runde der Aufseher, den Versuch zu wagen. Die Vereinigten bestanden aus zwanzig Mann, und zwar aus sämtlichen Gefangenen eines einzigen Zimmers, weil bei solchen Gelegenheiten die in dem verlassenen Zimmer Zurückbleibenden gewöhnlich hart bestraft werden. Alles glückte den ersten Abend.

Die Besichtigungsrunde wurde gemacht, und die Herren Aufseher fanden zu ihrer großen Ueberraschung das Zimmer Nr. 2 von seinen Bewohnern verlassen. Alle Trommeln wirbelten sogleich, der Kommandant, der bei der Nachricht die Entweichung noch bezweifelte, eilte herbei, untersuchte Alles, ließ schnell die Truppen unter das Gewehr treten und schickte starke Wachen auf den Wall und den Graben. Eine Kanone auf dem westlichen Flügel der Citadelle wurde abgefeuert zum Signale für das Landvolk, daß eine Entweichung der Gefangenen stattgefunden habe. In dem verborgenen Gange blieben wir bis Mitternacht, weil wir den Wachen in die Hände zu fallen fürchten mußten, die nur wenige Schritte unter uns im Graben sich öfter hören ließen. Um 12 Uhr des Nachts ward Alles still, da nahmen wir die Ziegel weg und flogen ohne Hinderniß in den Graben. Aber es wurde von unserer Seite ein großes Versehen begangen; es hätte Jemand von uns zurückbleiben müssen, um die Ziegel wieder in ihre Stellen zu legen; er hätte ruhig bis zum nächsten Abend in dieser Lage bleiben können. Dieser Mangel an Vorsicht brachte den folgenden Morgen die Wache gleich auf den Schluß, daß wir von hier aus entkommen seyn müßten; sie fand nämlich die Doffnung und umher gestreute Ziegeltrümmer im Wallgraben. Die Nacht war sehr finstern, so daß wir die Spur, welche zur zweiten Parallele führte, nicht vor Tagesanbruch finden konnten. Auch diese Schwierigkeit ward glücklich überwunden, und wir erreichten das freie Feld zu unserer eigenen Verwunderung, da das Signal der Kanone die Stadt- und Landbewohner zur Aufmerksamkeit und Jagd auf uns ermahnt hatte. Doch die Unbeständigkeit des Glückes pflanzte ihre Wetterfahne nicht bloß auf der stolzen Laufbahn des Ehrgeizes, sondern auch auf dem stillen Pfade des seinen Fesseln entkommenen Kriegsgefangenen auf; in wenigen Tagen waren wir, mit Ketten an den Händen, wieder an den Pforten unseres Kerkers."

*) Narrative of a captivity in France, from 1809 to 1814. By Rich. Langton. 2 vols. London, 1836.

Nach diesem unglücklichen Ausgange brachte man Herrn Langton und einige seiner Freunde nach Auxonne, wo er mit einem Begleiter wieder einen Versuch zu entkommen machte, der anfangs noch glücklicher als der erste war, aber denselben Ausgang hatte. Nachdem sie mit erstaunlich gutem Glücke alle Hindernisse in der Stadt überstiegen hatten, durchzogen sie, ohne im geringsten beunruhigt zu werden, das Land; nur ein einziges Mal stießen sie auf einen entdeckungsflüchtigen Beamten, der aber seine Entdeckung, wegen einer sich ihm unversehens darbietenden numismatischen Untersuchung, nicht weiter verfolgte. Sie drangen bis zur Seebrüste, erhielten ein Boot, wurden aber bald gefangen und nach Valenciennes gebracht, von dort nach Cambrai, dann wieder zurück nach Auxonne und endlich nach der Festung Bitsch. Das Bild von den großartigen Festungswerken dieser kleinen Stadt und ihrer damaligen Besatzung ist ausgezeichnet schön. Unser Gefangener machte hier wieder verschiedene Versuche, sich zu befreien, aber alle vergeblich.

Die Gefangenen wurden nachher noch nach Verdun gebracht, welches damals von Engländern wimmelte; man führte sie von dort nach Ebermont, nach Ebalons und endlich nach Gueret, wo der Sturz Napoleon's ihre Fesseln brach.

Bibliographie.

On the analysis of the blood and urine in health and disease. (Das Blut und der Urin in gesundem und krankem Zustande.) Von G. D. Rees. 5 1/2 Sh.

Awful disclosures etc. (Maria Monk, die schwarze Nonne von Montreal.) 2 1/2 Sh.

The civil war of Portugal. (Der Bürgerkrieg in Portugal und die Belagerung von Porto.) Von einem Britischen Husaren-Offizier. 9 Sh.

Spain revisited. (Ein zweiter Besuch in Spanien.) Von dem Verf. von „Ein Jahr in Spanien“. 2 Bde. 21 Sh.

Two visits to New-Zealand. (Zwei Besuche auf Neu-Seeland im J. 1834.) Von W. B. Marshall. 7 1/2 Sh.

Aphorisms of Junius. (Aphorismen aus den Briefen des Junius.) Von C. T. Fisher. 2 1/2 Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Revue de Paris. Der in Brüssel bei H. Dumont erscheinende Nachdruck dieser Pariser Zeitschrift zählt, nach der Versicherung Belgischer Blätter, mindestens eben so viele Abonnenten als das Original in ganz Frankreich. Augenscheinlich macht also der Nachdrucker ein sehr gutes Geschäft, und zwar bereits seit sieben Jahren. Inzwischen hat er sich doch veranlaßt gesehen, den Preis seiner Ausgabe, die bisher nur den siebenten Theil des Preises der Original-Revue kostete, um 2 Franken zu erhöhen. Damit aber Deutsche Leser nicht auch auf die Idee kommen, sich, statt der letzteren, den Brüsseler Wiederdruck (réimpression, wie es löblicherweise von den Belgiern zur Vermeidung des fatalen Wortes Nachdruck [contresacon] genannt wird) anzuschaffen, machen wir ihnen bemerklich, daß die Brüsseler Ausgabe nicht wie die Pariser in Wochen; sondern in Monate-Lieferungen erscheint und obenein von Druckfehlern so sehr wimmelt, daß ein Deutscher, dessen Französisch nicht ganz fest ist, bei solcher Lektüre es ganz und gar verlernen kann.

— Das Gesetz, die Presse und das Ceremoniell in Nord-Amerika. Nirgends ist das Gesetz so schwach, so biegsam und so der Zeit und den Parteien dienend wie hier. Da die souveraine Macht meistens in der Hand des Pöbels ist, so ist es kein Wunder, daß überall Gewalt und Unterdrückung neben oder über dem Gesetze stehen. Diese Gewalt aber ist nicht etwa lähn und herausfordernd, sondern kriecht und meidet das Licht der öffentlichen Meinung. In England spricht die Presse als Richter über Untthaten der Behörden und Privatpersonen; in Amerika giebt es auch eine Presse, aber sie ist immer in den Fesseln einer Partei, sobald von Politik die Rede ist (ist dies nicht aber auch in England der Fall?), und in Privatsachen in den Händen des Klügeren, des Gewaltigeren. Sie empfängt überall her Einfluß, nur nicht von der Hand der edlen Indignation oder der festen Unabhängigkeit. Der Herausgeber einer Zeitung muß zu Allem schweigen, wenn der Schuldige Geld oder Freunde genug hat, seine persönliche Sicherheit oder seine pecuniären Verhältnisse zu bedrohen. Alle Zeitungs-Redacteurs sind daher künstlich und schmeicheln überall, wo etwas zu gewinnen ist. Der Ausländer findet natürlich unter solchen Umständen bei der Presse gar kein Recht. Wenn nun der Arme überall von der Gewalt zu leiden hat, so kann man sich vorstellen, wie die armen freien Farbigen unter einer Berechtigung und Presse wie in Amerika zu leiden haben. Man kann sich keinen Begriff machen, wie die Farbigen in den nördlichen Staaten verachtet und mißhandelt werden. (In den südlichen Staaten ist dies nicht in solchem Grade.) Als Beispiel mag nur Folgendes angeführt werden. Ein junger Engländer aus meiner Bekanntschaft kam als Volontair zu einem reichen Pflanzer, dessen Wäcker er führte. Nach einigen Tagen kommt ein Farbiger ins Comptoir, um seinen Pachtzins zu bezahlen. Der Farbige war in Paris gewesen und hatte ganz das seine Französische Benehmen. Mein Landsmann reichte ihm einen Stuhl, damit er sich niedersetze, bis die Quittung geschrieben sey, und der Farbige setzte sich. Kaum war er aber weggegangen, als der Herr seinem Buchhalter die bittersten Vorwürfe über diese Höflichkeit machte und erstaunt darüber war, daß es der Malatte gewagt habe, den Stuhl anzunehmen. — Er setzte hinzu, der Engländer möge sich künftig hüten, solche Höflichkeiten zu wiederholen, denn auf diese Weise setze man sich leicht außer aller Achtung bei den Farbigen, und diese sey vor allen Dingen in Amerika nothwendig.

(N. M. M.)